

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Repila, Iván
Der Feminist

Roman
Aus dem Spanischen von Matthias Strobel

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 5054
978-3-518-47054-1

suhrkamp nova

IVÁN REPILA

Der Feminist

Roman

Aus dem Spanischen von

Matthias Strobel

Suhrkamp

Die spanische Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel
El aliado
bei Editorial Seix Barral, Barcelona.

Erste Auflage 2020
suhrkamp taschenbuch 5054
Deutsche Erstausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2020
© El aliado, 2019.
© Licence given by Editorial Planeta, S.A., Editorial Seix Barral
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags
sowie der Übertragung durch Rundfunk
und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Nurten Zeren
Druck und Bindung: CPI Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47054-1

Der Feminist

Hört zu: Ich werde es euch singend sagen

Nacho Vegas

O

Ich bin der größte Feminist der Welt.

Trotzdem habe ich meine Widersprüche. Gerade zum Beispiel werfe ich mit fünf Freunden Eier auf eine Gruppe von nackten oder halbnackten Frauen, die vor dem Rathaus demonstrieren. Die beiden ersten Wurfgeschosse haben, weil zu stark geschleudert, ihr Ziel verfehlt, aber die nächsten beiden sind den Frauen, die das Hauptbanner tragen, direkt ins Gesicht und auf die Brüste geknallt. Ich sehe unsere Eier in Zeitlupe fliegen, eine schöne Parabel beschreiben, erst von unten nach oben, dann von oben nach unten, aufplatzen und zu klebrigem Sabber werden. Ich muss an David und seine Schleuder denken, die Kurve, die sein Stein in die Luft malte, bevor er in Goliaths Stirn einschlug. Und ich kann nicht anders, als meiner eigenen These zuzustimmen, dass der Gewalt auch Schönheit innenwohnt.

»Die mit der rasierten Muschi ist scharf«, sagt Hugo zu mir.

Ich könnte nicht genau sagen, wogegen sich der Protest eigentlich richtet, weil ich mich schon seit Wochen an solchen Aktionen beteilige und die Argumente durcheinanderbringe, was natürlich auch auf meine Mitstreiter zutrifft, also weiß ich nicht, gegen was oder gegen wen ich da Eier werfe. Es könnte auch meine Mutter sein. Oder meine Freundin. Oder meine Schwester. Oder meine tote Großmutter. Die Bereitschaftspolizei, die zwischen den Demonstranten und Gegendemonstranten postiert ist, wird nervös, als dreihundert Gramm Eigelb die Haare einer Blondine orange einfärben, aber die Menschen-

masse bietet uns Schutz. Wir haben noch ein weiteres Dutzend Eiergranaten in den Taschen und ziehen unseren Plan durch. »Wir hören erst auf, wenn die Eier alle sind«, haben wir uns geschworen. Zugegeben: Eier zu werfen ist nicht sonderlich originell. Es ist sogar erbärmlich im Vergleich zu anderen Methoden der Stadtguerilla, die heutzutage in Mode sind. Doch mir fiel es leicht, die Truppe zu überzeugen: Eier sind billig, leicht zu besorgen und gut zu verstecken, sie zu werfen wird selten als Straftat ausgelegt, und vor allem repräsentieren sie die Männeskraft. Ihr braucht gar keine Eier, ja? Hier habt ihr unsere, habe ich gesagt oder so was Ähnliches. Die Eier, das sind wir. Das fanden alle super, vor allem Donovan, den seine Anabolikasucht in einen hundertzwanzig Kilo schweren, von seinen Genitalien besessenen Buben verwandelt hat. Ihn Bub zu nennen ist ein privater Scherz: Er ist fünfunddreißig, lebt aber noch bei seinen Eltern.

»Die links, die mit den Sommersprossen, ist auch scharf«, sagt Hugo zu mir.

Der Eierhagel hat die Gemüter erhitzt. Einige Frauen haben sich mit den Polizisten angelegt, andere mit einer Gruppe von Männern, von der sie beschimpft wurden: Zieht euch was an, ihr Nutten, wenn ich dein Bruder wäre, dass du dich so zu zeigen traust, zu meiner Zeit. Wenn ich etwas gelernt habe in diesen Monaten der Dauerbeschäftigung mit feministischen Themen, dann dies: Egal, was die Demonstrantinnen fordern, man kann ihnen immer vorhalten, dass sie Frauen sind. Das mag absurd klingen, aber es funktioniert. Es funktioniert sogar so gut, dass man auf eine a priori nicht kritisierbare Forderung wie »Keine Gewalt gegen Frauen« plump entgegnen kann: »Dann hört ihr auf zu provozieren.« Nicht in den sozialen Netzwerken natürlich, wo ein Aggressor vom sozialen Kollektiv, das den Geist der Korrektheit repräsentiert, sofort geächtet wird, sehr wohl

aber in der realen Öffentlichkeit, im Schutz all der bestürzten Gesichter, wie zum Beispiel in einem Fußballstadion. An solchen Orten kommen Männer und Frauen jeglichen Alters, jeglicher Gesellschaftsschicht und Ideologie zusammen, und man kann ziemlich einfach etwas Beleidigendes rufen – »Geh lieber putzen« zum Beispiel – und kurz darauf einen wohlwollenden Blick ernten, ein komplizenhaftes Lächeln, ein Zwinkern. Du hast es voll erfasst, Kumpel. So muss man reden. Es lebe die Männersolidarität.

»Die Rothaarige ist auch scharf«, sagt Hugo zu mir.

Die Polizisten haben ihre Knüppel gezückt, und die Leute rennen weg. Ich sehe zu meinen Mitstreitern und stelle fest, dass wir alle Eier an die Frau gebracht haben. Auftrag erfüllt. Um in der Schlacht gut kommunizieren zu können, haben wir extra eine Gebärdensprache entwickelt. Ich gebe den anderen zu verstehen, dass wir uns verziehen und zum Auto zurückgehen sollten, bevor wir in der Hektik noch stolpern oder uns ein verirrter Knüppel trifft. Während ich mich eilig aus der Gefahrenzone entferne, wo zwei Polizisten gerade versuchen, mehrere Demonstrantinnen und einen älteren Herrn zu trennen, der die Faust reckt wie ein Jugendlicher, sehe ich aus den Augenwinkeln, dass fast alle Frauen sich wieder anziehen. Sie wirken unzufrieden, strahlen Traurigkeit aus, das Eingeständnis der Niederlage. Nur eine nicht, eine ganz junge. Nackt und provozierend steht sie an der Straßenecke und blickt uns nach auf eine Art, die ich schon kenne. Ich winke ihr zu, um ihre Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Als sie mich bemerkt, ziehe ich mir die Vermummung vom Gesicht, werfe ihr eine Kuss-hand zu und zeige ihr den Mittelfinger.

»Nuttie!«, schreie ich.

Sie weiß es noch nicht, aber sie steht kurz davor, den Schritt zu tun.

ERSTER TEIL

1

Dass ich einer Unbekannten, die einfach nur ihre Rechte einfordert, »Nutté« hinterherrufe, mache ich erst, seit ich Najwa kenne. Zum ersten Mal begegne ich ihr bei einem Vortrag von Siri Hustvedt. Der Saal platzt aus allen Nähten, es sind vor allem Frauen da, junge Frauen. Ich verstehe nicht viel von dem, was die Autorin sagt, teils, weil die Neurobiologie nicht gerade mein Spezialgebiet ist, teils, weil ich noch nie ein Buch von ihr gelesen habe, aber ich muss zugeben, dass die Themen, über die die Frau von Paul Auster spricht, wie sie in den Medien meist genannt wird, mich durchaus interessieren oder zumindest meine Neugier wecken. Die Fragerunde ist gruselig, wie so oft in diesen Fällen: Personen (Frauen), die zu zeigen versuchen, dass sie genauso viel oder mehr wissen als die Rednerin; Personen (Frauen), die die Gelegenheit nutzen, um von ihren privaten Dramen zu erzählen; Personen (Frauen), die Siri dafür danken, dass es sie gibt. Es wirkt wie ein afrikanischer Ritus, mit dem die Ankunft der Regenzeit gefeiert wird. Oder wie sein Gegenteil: wie eine Bande illustrer US-Bürger, die auf einen Orkan schießen, um ihn in die Flucht zu treiben. Kein einziger Mann stellt eine Frage, aber es schießt auch keiner. Ich schon gar nicht. Najwa ist die einzige Person (Frau), die in der Fragerunde Siri auf ihre Widersprüche hinweist und sie in die Mangel nimmt. Vielleicht übertreibe ich auch. Jedenfalls stellt sie ihr einige komplexere Fragen, ohne sich als akademische Intelligenzbestie aufzuspielen. Wobei gerechterweise erwähnt sei, dass Najwa sowieso hochqualifiziert aussieht, sprich: eine

Brille trägt. Als die Veranstaltung zu Ende ist und die Besucher in Richtung Podium strömen, damit Mrs. Hustvedt ihnen ein oder mehrere Bücher signiert, sehe ich, dass die Frau mit der Brille in Richtung Ausgang geht. Ich schneide ihr den Weg ab und quatsche sie an. Typisch Mann.

»Ich fand deine Fragen gut«, sage ich.

Sie sieht mich abschätzig an.

»Ich fand deine Fragen wirklich gut«, sage ich. »Das ist keine billige Anmache. Von der Rede habe ich praktisch nichts verstanden, aber das, was du gefragt hast, schon.«

»Du hast ihre Bücher nicht gelesen, oder?«

»Nein. Ich würde über den Prolog nicht hinauskommen. Weißt du, ob es auch eine Version für Kinder gibt?«

»Ich muss los.«

»Okay. Aber vorher musst du mir noch ein Buch empfehlen. Dann lasse ich dich in Ruhe, versprochen.«

»Ein Buch worüber?«

»Über Feminismus. Damit ich wenigstens ein bisschen was begreife. Die Neurobiologie hebe ich mir für später auf.«

»Du kannst ja das Wort ›Feminismus‹ googeln.«

»Hab ich schon. Ich finde sogar den Eintrag bei Wikipedia schwer verständlich. Gibt es darüber nicht eine Art *Foucault für Dummies*?«

Zum ersten Mal bemerke ich so etwas wie ein Lächeln. Ist abgespeichert: »Foucault.«

»Hast du was zu schreiben?«, fragt sie.

Ich hole das Handy heraus und öffne die Notizen-App. Sie diktiert mir: *Wenn Männer mir die Welt erklären* von Rebecca Solnit und *Sexus und Herrschaft* von Kate Millett. Obwohl ich Geisteswissenschaften studiert habe, sagen mir die Namen nichts.

»Danke«, sage ich.

Sie lächelt erneut, aber nur mit der einen Seite des Munds, die andere hat wohl genug von mir. Dann geht sie los.

Ich eile in die Bibliothek, die um zehn zumacht, um die Bücher zu bestellen, die sie mir empfohlen hat. In der Ausleihe bedient mich eine Frau. Plötzlich fühle ich mich irgendwie benommen, wie umhüllt von östrogenübersättigter Luft, ähnlich der Giftglocke auf Fotos von Mexiko-Stadt. Siri, ihre Fans, Najwa, die Bibliothekarin. Mein seltsames Gefühl verstärkt sich noch, als meine Mutter mich anruft und mir bis ins kleinste Detail erzählt, dass ihre Mutter, meine noch lebende Großmutter, beleidigt sei, weil sie sie nicht oft genug besuche. In diesem Moment bringt die Bibliothekarin mir mit einem Lächeln im Gesicht die Bücher. Auf meinem Weg nach draußen tue ich so, als würde ich meiner Mutter zuhören, und frage mich, warum Frauen ständig lächeln: Warum lächeln sie, wenn es doch schon zehn Uhr abends ist und sie noch arbeiten müssen, warum lächeln sie, wenn jemand ihnen nach einem Vortrag hinterherläuft, warum lächeln sie, wenn jemand vor anderen Leuten eine unverschämte Bemerkung zu ihnen macht, was weiß ich, warum legen sie dieses schamlose Beharrungsvermögen an den Tag? Ich versuche mir vorzustellen, ich wäre so und würde so lächeln wie sie, rund um die Uhr, wäre mit stoischem Phlegma ständig gefällig. Gut fühlt sich das nicht an, sprich: Ich könnte es nicht. Dieses Gelächle verwirrt mich. Die treuherzige Art der Frau ist eine ihrer Schwächen.

Als ich wieder zu Hause bin, fällt mir ein, warum ich überhaupt zu diesem Vortrag gegangen bin.

Subjekt A: dreiunddreißig. Was er beruflich macht, weiß ich nicht. Ich wohne seit neun Monaten mit ihm zusammen. Seine Lieblingssuchbegriffe sind »gangbang« und »facefucking«. Er hat das neueste iPhone. An den Wochenenden fährt er mit einer Radsportgruppe in die Berge. Trinkt kaum Alkohol, raucht aber gern mal einen Joint. Macht nie den Klodeckel runter.

Subjekt B: Ende zwanzig. Was er beruflich macht, weiß ich nicht. Ich wohne seit sechs Monaten mit ihm zusammen. Seine Lieblingssuchwörter sind: »anal pain« und »anal pain teen«. Er hat ein chinesisches Handy mit einer großen Kamera. Geht jeden Abend aus. Frönt dem Alkohol und dem Essen, nicht aber dem Kokain. Macht in der Dusche nie die Haare weg.

Anfangs war es lustig. Drei Typen auf dem Sofa, die über Leben, Sex und Politik quatschen. Von meiner Arbeit erzählte ich nichts, zumal es nicht viel zu erzählen gab. Auf jeden geschmacklosen Witz folgte ein noch geschmackloserer. Alle Frauen im Fernsehen wurden auf der Basis ihrer weiblichen Attribute ausführlich analysiert. Entweder man ist ein Tittentyp oder ein Ärschtyp. Wir erzählten uns Sachen: Die Anekdote von meinem Professor für Sprach- und Literaturwissenschaft, wie er uns vor drei Jahren mit dem Wort *Gambas* kommt: »Kopf wegwerfen, Körper vernaschen.« Alle Studenten fanden es urkomisch. Wie ich meiner ersten Freundin an meinem fünfzehnten Geburtstag an die Brüste fassen durfte. Ich meine, sie hätte geweint, und ich erinnere mich noch, dass ich dachte, ich hätte zu fest zgedrückt. Keine fünf Minuten später erzählte ich es schon meinem besten Freund. Die von meinem ersten Blowjob, bei dem ich keinen hochkriegte, weil ich mich plötzlich in einer Situation wiederfand, die ich nur vom Bildschirm kannte. Ich fragte das Mädchen, ob wir uns vielleicht erst mal küssen sollten. Wozu, fragte sie zurück, wenn Jungs doch genau darauf abfahren. Solche Sachen erzählten wir uns.

Wir zeigten uns gegenseitig Fotos von Freundinnen, die noch Singles waren. Wir googelten Pornodarstellerinnen. Wenn wir Besuch hatten, hängten wir Schilder an unsere Zimmertür wie in einem Hotel (Do not disturb). Wir schickten uns gegenseitig Pornovideos. Wir pflegten eine kerngesunde Männerfreundschaft.

Mein Gemeinschaftsgeist erhielt einen Dämpfer, als Subjekt A uns ein selbst gedrehtes Video schickte. Es war deutlich zu erkennen, dass es ohne die Zustimmung der Protagonistin aufgenommen worden war: Es herrscht Schummerlicht, die Kamera ist in einer Ecke des Zimmers platziert, zwischen Klamotten versteckt, und die Frau blickt zu keinem Zeitpunkt direkt in die Linse. Er schon: Bei Minute 12:24 stellt er die Frau auf alle viere, den Hintern in Richtung Zuschauer, und bevor er weitermacht, zwinkert er und hebt zum Zeichen des Triumphs den rechten Daumen. Dann schlägt er ihr mit der flachen Hand auf die Arschbacke, und sie schnurrt wie ein glückliches Kätzchen. Das Video dauert insgesamt 16:45 Minuten, HD-Qualität.

Ich fand das nicht gut und sagte es ihm auch, anfangs noch ruhig und vernünftig, wie jemand, der für die Laster seines Gegenübers Verständnis hat, aber auch an seinen Anstand appelliert.

»Jetzt mach nicht so ein großes Ding draus«, sagte er.

Dass er die Frau heimlich gefilmt habe, sei schon ein Vertrauensbuch, argumentierte ich, aber dass er uns das Filmchen geschickt habe, sei wahrscheinlich sogar strafbar.

»Ich kann mich nicht mal mehr an ihren Namen erinnern, also ist es doch egal, ob es ein Vertrauensbruch ist. Und strafbar ist es auch nicht, solange die Polizei es nicht mitkriegt«, sagte er.

Würde jemand so was mit seiner Schwester machen, würde ihm das auch nicht gefallen, hielt ich dagegen. Ich habe nämlich eine Schwester. Solche Sachen landeten schnell im Internet und gingen dann viral, argumentierte ich.

»Was ist denn mit dir los, Alter?«, sagte er.

Die Diskussion wurde hitziger. Subjekt B schlug sich auf die Seite von Subjekt A, und ich verlor die Fassung. Wenn all meine Argumente abgeschmettert werden und die Frage »Bist du sicher, dass du auf Frauen stehst« als vernünftiges Gegenargument gilt, werde ich aggressiv.

»Ihr seid vielleicht Wichser«, warf ich ihnen an den Kopf.

Seit diesem Tag grüßten wir uns nicht mehr, wenn wir uns im Wohnzimmer oder in der Küche begegneten, und selbstverständlich schlossen sie mich von ihren Männerabenden aus. Mir war das egal: Ich hatte eine klare Vorstellung davon, was okay war und was nicht, und zwei Idioten würden mich nicht davon abbringen. Mir würde es auch nicht gefallen, wenn eine flüchtige Sexbekanntschaft mich heimlich im Bett filmen und das Video all ihren Freundinnen zeigen würde; wenn diese Freundinnen sehen würden, wie ich mich bewege, was ich sage, was sich in meinem Gesicht abspielt, wenn der entscheidende Moment naht, wenn ich aufstöhne; wenn sie sehen würden, wie groß mein Schwanz ist; mich in Zeitlupe betrachten; sarkastische Untertitel hinzufügen. Allein bei dem Gedanken wird mir schlecht.

Zum Glück sind Frauen anders als wir.

Im Laufe der Wochen, die geprägt waren von anhaltenden Haushaltsschermützeln (Geschirr abwaschen, Bad putzen, rechtzeitig Internetanschluss und Strom bezahlen), verwandelte sich die latente Spannung in Abneigung und die Abneigung in Wut, was zur Folge hatte, dass wir uns nicht mehr beim Namen nannten, sondern uns gegenseitig Nettigkeiten an den Kopf warfen.

»Hey, du Clown.«

»Lass mich in Ruhe, Spast.«

»Zahl endlich deinen Anteil, du Wichser.«

Ich nahm mir diese Beleidigungen nicht zu Herzen. Bis zu dem Tag vor zwei Monaten, als ich ins Wohnzimmer kam und sie gerade vor dem Fernseher saßen und sich ein Fußballspiel ansahen. Ich ließ sie so elegant wie möglich links liegen, doch Subjekt B sagte:

»Guck mal, wie der hier rumschleicht, der Feminist.«

Die beiden konnten mir am Gesicht ablesen, dass sie einen Nerv getroffen hatten, den Hodensacktrigeminus, und seither nennen sie mich nur noch den »Feministen«. Ich muss zugeben, dass ich mich wundere, weil sie einfach nur ein Wort abschätzig verwenden, das für mich positiv besetzt ist. Jedenfalls nervt es mich aus irgendeinem Grund gewaltig.

Feminist, du heilige Scheiße, kommt mir ganz spontan.

Wenn ich an Feminismus denke, denke ich an meine Schwester und an meine Mutter, und dann rufe ich mir in Erinnerung, dass der Feminismus, soweit mir bekannt ist, die Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau einfordert, oder? Was kann man daran kritisieren? Trotzdem schwingt bei dem Wort *Feminist* etwas mit, das mir nicht gefällt, das mich in meiner Männlichkeit angreift, wie wenn einen als Kind jemand »du Mädchen« nannte, weil die Gummistiefel, die man anhatte, oder das Futter der Jacke, die man trug, eine bestimmte Farbe hatten. Mir wird bewusst, dass ich da nicht ganz kohärent bin, und plötzlich schlafte ich schlecht, habe ich grässliche Albträume, die sich am nächsten Tag negativ auf meine Leistung im Job auswirken. Wobei diese Leistung sowieso von niemandem geschätzt wird.

Mein wiederkehrender Albtraum: dass ich morgens als Frau aufwache.

Wie auch immer. Jedenfalls ist das der Grund, warum ich zu Siris Vortrag gegangen bin. Weil ich herausfinden will, woher dieses Paradox kommt, diese absurde Dialektik in mir. Vielleicht muss ich mich nur kontrolliert in diese Welt hineinbegeben, um zu entdecken, dass es keinerlei Grund gibt, mich unwohl zu fühlen. Oder umgekehrt: allen Grund, Angst zu haben, weil mit Monstern nicht zu spaßen ist.

»Gute Nacht, Feminist«, sagt Subjekt A zu mir.

Ich rede also nicht mehr mit meinen Mitbewohnern. Bevor

ich jeglichen Kontakt mit ihnen abbrach, hatte ich ihnen noch mitgeteilt, per SMS, sie sollten sich keine Sorgen machen, ich hätte das Video gelöscht und würde keine Anzeige erstatten, ich sei kein Denunziant.

Feminist, du heilige Scheiße.